

Zum Sinn der menschlichen Arbeit

Theologische Überlegungen

Peter Lippert CSSR, Hennef-Rom

Hier soll theologisch gefragt und eine theologische Antwort versucht werden. Die Frage lautet also: welchen Sinn hat in der Perspektive des Glaubens der Kirche das Arbeiten des Menschen? Welche Folgerungen ergeben sich unter anderem daraus? Mit solchem theologischen Fragen ist allerdings die Pflicht gegeben, im Blick auf Realitäten und deren Grundmerkmale zu überlegen – der Blick auf die konkrete Situation ist nicht eine Zutat, sondern ein Stück des theologischen Überlegens selbst. So ergeben sich die Hauptabschnitte: 1. Zur Situation; 2. Das Grundproblem: die Humanisierung der Arbeit; 3. Leistungs- und Lustprinzip in kritischer Beurteilung; 4. Theologische Zusammenschau.

I. Zur Situation

Die neue Stimmung gegenüber Technologie, Leistung, Arbeit

Zunächst ist zu sagen, daß wir in der Tat über die neue Stimmung gegenüber der Arbeit nicht losgelöst reden können von der Einschätzung der Technologie oder der Leistung. Alle drei Bereiche hängen aufs engste zusammen, alle drei Bereiche bilden auch gefühlsmäßig ein Gesamt. Und in der gefühlsmäßigen Einschätzung – von da aus aber in der theoretischen Deutung und Bewertung – hat sich in den letzten sechs oder acht Jahren sehr viel geändert.

Schlägt man die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des II. Vatikanum auf, so liest man dort z. B. folgende Sätze (das Dokument stammt aus dem Jahre 1965): „So wie das menschliche Schaffen aus dem Menschen hervorgeht, so ist es auch auf den Menschen hingeordnet. Durch sein Werk formt der Mensch nämlich nicht nur die Dinge und die Gesellschaft um, sondern vervollkommnet auch sich selbst. Er lernt vieles, entwickelt seine Fähigkeiten, überschreitet sich und wächst über sich empor. Ein Wachstum dieser Art ist, richtig verstanden, mehr wert als zusammenge-
raffter äußerer Reichtum. Der Wert des Menschen liegt mehr in ihm selbst als in seinem Besitz.“ Für heutige Ohren ein eigentümlich optimistischer Satz, welcher der Arbeit, dem menschlichen Schaffen im Allgemeinen, eine im eigentlichen Sinn humanisierende Funktion zuzuschreiben scheint. Man-

cher Leser mag sich sogar daran erinnern, daß nach marxistischer Auffassung der arbeitende, also geplante und mit Hilfe von Instrumenten (und sei es ein steinzeitlicher Faustkeil) durchgeführte Zugriff auf die Natur den Menschen zum Menschen macht und ihn vom Tier abhebt. Wobei freilich hinzuzufügen bleibt, daß in der marxistischen „Eschatologie“, die ja mit genauen Schilderungen des (kommunistischen) Endzustandes relativ zurückhaltend ist, doch das Axiom vertreten wird „jeder nach seinen Fähigkeiten / jedem nach seinen Bedürfnissen“; also mindestens das Entfremdende soll aus der Arbeit heraus-erlöst sein und nur das Positive bleiben. Nun sagt allerdings unser Konzilstext durchaus nicht, daß die Arbeit der eigentlich humanisierende Faktor im Leben ist. Im Gegenteil, es wird im folgenden recht deutlich eingeschränkt: „Ebenso ist alles, was die Menschen zur Erreichung einer größeren Gerechtigkeit, einer umfassenderen Brüderlichkeit und einer humaneren Ordnung der gesellschaftlichen Verflechtungen tun, wertvoller als der technische Fortschritt. Dieser technische Fortschritt kann nämlich gewissermaßen die Basis für den menschlichen Aufstieg bieten; den Aufstieg selbst wird er von sich allein aus keineswegs verwirklichen.“

Wir sehen, daß diese Sicht der Arbeit bei allem neuen Akzent (der Mensch wachse durch sie über sich hinaus) doch stark instrumentell angelegt ist: Arbeit als Mittel zum Zweck; wir werden später noch sehen, daß diese Sicht darum durchaus mit der traditionellen Auffassung, etwa in dem theologischen Denken des Thomas von Aquino, in einem Zusammenhang steht. Was neu ist, das ist der Zusammenhang, auf den hin die Arbeit gesehen wird: der Fortschritt, der als Fortschritt erst einmal deutlich registriert und zur Kenntnis genommen wird – die statische Weltansicht ist endgültig verlassen, der Mensch wird (im gleichen Dokument) geradezu beschrieben als das Wesen, das sich im Auftrag Gottes die Natur unterwerfen, die Erde in Gerechtigkeit und Heiligkeit regieren und alles Wirkliche auf Gott hinordnen soll, „so daß alles dem Menschen unterworfen und Gottes Name wunderbar sei auf der ganzen Erde“ (a. a. O., 35) – eine Sicht, die von unseren katholischen Konservativen überhaupt noch nicht begriffen, geschweige denn in ihrer auch geistlich prägenden Wirkung erkannt wurde. Mit anderen Worten, der Bezugspunkt, der Rahmen, innerhalb dessen Arbeit steht, ist ein anderer als in dem durchschnittlichen vorkonziliaren Weltbild der Christen, und darum ändert sich die Einschätzung der Arbeit: wo Zweck und Ziel anders gesehen werden, sieht man auch das Mittel anders, gerade wenn es beide Male um ein Mittel geht.

Nun haben wir im Blick auf die Situation von 1965 so weit ausgeholt, um den Kontrast zu zeigen, den allerneuesten Rahmen: Das Weltbild nicht des Konzils, sondern eines mit kräftiger Hilfe der Medien erzeugten – also

durchaus nicht unmanipulierten – neuen Konsensus, der von der „Neuen Linken“ (neuerdings wenigstens zum Teil, wo es taktisch günstig scheint, auch der alten Linken) über die nüchtern-pragmatisch errechneten Warnrufe der Leute vom Massachusetts Institute of Technology und des Klubs von Rom bis hin zu reaktionären Allianzen von katholisch-theologischen Rechten, von Hippies, Jesus-People, Agrarromantikern und ihren Kommunen und allerlei Meditationstechnikern reicht; dieser Konsensus hat einen Interpretations-Rahmen erstellt, und dessen neue Interpretation heißt: der technologische Fortschritt

- bringt kein Glück. Lebensstandard macht nicht, wie die Werbung behauptet, glücklich;
- gefährdet das natürliche Gleichgewicht. Er ist das ökologische Desaster;
- verlangt vom Menschen rationale und nervliche Leistungen an Wissen und präzisiertes Funktionieren. Er entfremdet und enthumanisiert den Menschen.

Unter dem Eindruck der tatsächlich ernstesten Gefahren, die sich aus der Umweltverschmutzung ergeben, der Philosophien insbesondere Herbert Marcuses wird nun die Forderung erhoben, zweierlei zu verweigern: Konsum und Leistung. In der gängigen politischen Utopie der neuen Linken wird die große Weigerung zum Mittel, das Tempo der technologischen Gesellschaft zu verlangsamen, und die Zerschlagung dieser Gesellschaft zur Ausflucht, durch welche man der Entfremdung zu entkommen trachtet. Da mag man mit dem Verstande einwenden, daß so keine Probleme gelöst werden, daß weder die künftigen Bildungsaufgaben noch das Problem der Dritten Welt durch eine technische Regression ins Gestern zu lösen sind. Die Stimmung hat umgeschlagen. Die „Nostalgie“ findet ihre kleinen Reservate (Telefone im Biedermeier-Stil); mit Unbehagen oder gar Haß schaut man auf Bulldozer, die den Boden aufpflügen, auf Hochhäuser und stets neu entstehende Industrieanlagen. War in einem allgemeinen Fortschrittsoptimismus der einzelne Arbeitsvorgang (mit dem Prototyp des Fließbands) nicht weniger stupide und entnervend wie heute, so war doch hier und dort, nicht zuletzt in der marxistischen Propaganda der Arbeit, das Arbeiten eine zwar mit Schweiß, Last und Schmerzen erkaufte, aber doch fast mystisch bejahte Teilhabe am allgemeinen Fortschritt. Nun haben sich die Gefühle geändert, das Arbeiten ist für viele nur noch das trostlose Eingespanntsein in einen Prozeß, der im Ganzen ohne Verheißung ist. Nun wird die Arbeit zur doppelten Last, mehr noch: die Gefühle haben sich geändert, aber der Prozeß geht weiter, auch dort noch, wo er wirklich zur Gefahr der Verwüstung wird wie z. B. im Raubbau an den Fischbeständen der Meere (Island ist da nur ein Symptom). So entsteht ein ge-

spaltenes Bewußtsein, das jederzeit anfällig wird zur Kompensation für die abgezwungene Leistung. Versucht man die Grundmotive begrifflich zu fassen, die sich zum Teil bekämpfen, zum Teil durchdringen, und die jedenfalls die Situation prägen, so kann man das bisher herrschende Denken skizzieren mit dem Wort Leistungsprinzip, das Neue aber, was diesem polemisch entgegengesetzt wird, den Versuch, den Augenblick auszuschöpfen, als Lustprinzip kennzeichnen.

II. Die beiden Prinzipien, näher betrachtet

1. Das Leistungsprinzip

Es sieht als Grundpflicht des Menschen berufliche Tüchtigkeit, Mehrung des Bruttosozialprodukts, berufliche Karriere als Prestige- und Konsumchance. Faktisch beherrscht dieses Prinzip die Praxis des Arbeitens. Wer nichts leistet, wird nicht befördert; das Alter, von welchem an man zum alten Eisen gehört, sinkt ständig. Die alten Menschen, auch wenn man sie freundlich Senioren zu nennen beginnt, sind eine große Verlegenheit. Dieses Leistungsprinzip findet sich in den beiden großen gesellschaftlichen Blöcken, im Westen und im Osten.

2. Das Lustprinzip

Diese Haltung definiert den Menschen als das wesentlich lustsuchende Wesen. Man vergißt das Freudsche Realitätsprinzip, man leugnet also, daß Versagungen, Frustrationen individuell notwendig sind und vom Einzelnen (durch Sublimierung) verarbeitet werden müssen, und postuliert vielfach geradezu, daß Frustrationen auf jeden Fall zu vermeiden sind. Kein Wunder: wenn das Ganze vom Übel ist, hat Fortentwicklung, die durch Frustrationen ermöglicht wird, keinen Sinn, der Einzelne ist auf seinen Lusthaushalt (im weitesten, nicht nur, aber auch sexuellen Sinn) zurückgeworfen. So kann H. Kentler formulieren: (für die Sexualpädagogik, in deren Bereich – wie überhaupt in der theoretischen Pädagogik und in der erzieherischen Praxis – sich die neue Haltung sehr oft bereits deutlich auswirkt): „Grundlage . . . aller Sexualerziehung muß die Einsicht sein, daß das augenblickliche Glück des Heranwachsenden nicht einem künftigen aufgeopfert werden darf.“

Ähnlich, nur prinzipieller, wird das Lustprinzip in allgemeiner Gültigkeit und in Entgegensetzung zum Leistungsprinzip, in einem kürzlich bekanntgewordenen, ministeriellen Arbeitspapier formuliert: „Es sollte die Fähigkeit und die Bereitschaft entwickelt werden, sich und anderen durch

Abbau von gesellschaftlichen Zwängen Genußmöglichkeiten zu schaffen und diese zu erweitern. Denn in der industriellen Leistungsgesellschaft wird Genuß vielfach durch nicht notwendige Triebunterdrückung vor-enthalten.“ Starke Ausrichtung auf das jetzige Glück; Außerachtlassen des künftigen, das u. U. verbaut würde; Definition des Glücks als je mögliche, umweglose Triebstättigung; Vermeidung von Frustrationen im größtmöglichen Maß; darum auch Absage an jede Befehl-Gehorsamstruktur und allgemeines antiautoritäres Verhalten – das sind Stil und Haltung einer Art von Lebensführung, die wir hier mit Lustprinzip meinen. Dahinter steht wohl die anthropologische These, der Mensch wolle schon das Richtige, wenn er nicht repressiv von den „Herrschenden“, der Gesellschaft, der Tradition, der Kirche, den Lehrern, den Eltern eingeengt werde; er sei im Grunde heil und nur von außen verdorben.

3. Das Problem, um das es geht

Das ganze Problem und die Frage, die sich nun stellt, lautet so: Ist die Arbeit humanisierbar, wenn ja, wie? Anders ausgedrückt: kann die Arbeit ein sinnvoller Teilbereich menschlichen Lebens werden, die im Ganzen dieses Lebens ihren Platz hat, so daß sie sich zum Wohl des einzelnen und (oder) des menschlichen Zusammenlebens auswirkt? Um uns an die Antwort auf diese Frage herantasten zu können, ist zunächst zu prüfen, ob und inwieweit die beiden großen und verbreiteten Prinzipien hier eine Hilfe sein können. Dabei muß man sagen, welchen Maßstab man anzulegen gedenkt. Wir wollen uns eines zweifachen Maßstabs bedienen: der Erfahrung und der theologischen Aussage vom christlichen Glauben her.

III. Kritik an den beiden Prinzipien

1. Kritik aus der Erfahrung

Zum Leistungsprinzip

An diesem Prinzip ist gewiß berechtigt, daß eine Gesellschaft, in der wir leben, ohne Leistung nicht leben kann. Wenn ich nicht mehr damit rechnen kann, daß ein Brief sein Ziel erreicht, und zwar normalerweise zu bestimmter Zeit; daß das, was ich kaufe, qualitätsmäßig meinen Erwartungen ungefähr entspricht (sofern ich Sachkenntnis habe); daß die Maschine, der ich mich anvertraue, mir nicht Schaden an Leib und Leben bringt – dann ist das Leben überhaupt nicht mehr möglich. Dann gibt es keine menschlichen Kontakte mehr, keine Freizeit, keine Zunahme an Menschlichkeit,

sicher keinen Kampf gegen Hunger und Armut anderswo. Aber es ist nicht zu übersehen, welche menschlichen Schäden eine auf Leistung und Präzision ausgerichtete Arbeitswelt anrichten kann, die als Belohnung nichts zu bieten vermag als mehr Konsum. Das alles kann zur Sklaverei mit goldenen Ketten führen. Die Zunahme vieler Fluchtwege, von der Droge bis zur meditativen Nostalgie, vom Alkoholismus bis zur sinnlosen Brutalität, vom Geschwindigkeitsrausch im Straßenverkehr bis zu massenhaft auftretenden Neurosen (als innerer Notwehr der Psyche), zeigt das Ungenügen. Werkeln, ohne einen Gesamtsinn für dieses Tun und ohne einen Ort dieses Tuns in einem übergreifenden Ganzen zu sehen, ist schlechthin unerträglich. G. Szczesny schreibt völlig zu Recht: „Es ist richtig, darauf zu bestehen, daß die Versprechen des demokratischen Zeitalters eingelöst werden: freie Entfaltung der Wissenschaften wie der Künste, der Glaubensüberzeugungen wie der Verhaltensweisen, der Intellektualität wie der Sexualität – aber es ist zu wenig. Wir müssen endlich versuchen, uns darüber klarzuwerden, was uns Düsenflugzeuge, Autos und Eisschränke, was uns Sport und Unterhaltung, Literatur, Kunst und Philosophie, Geschäftigkeit und Ruhe, Wälder und Wiesen, das Bruttosozialprodukt und die Zahl der Computer, was uns Vernunft, Gefühl und Körperlichkeit bedeuten und wert sind. Auf welchen Menschen wollen wir hinaus?“ Die in der Praxis erwiesene Inhumanität des Leistungsprinzips von heute besteht darin, daß es Anspannung fordert, ohne eine Antwort auf diese Frage zu geben – übrigens etwas, das durchaus nicht immer so war.

Zum Lustprinzip

Aber auch das Lustprinzip ist von der Erfahrung her kein gangbarer Weg zur Verwirklichung des Menschlichen. Denn was vom christlichen Bild des Menschen her nachher eindeutig zu sagen ist, läßt bereits die Erfahrung vermuten:

- der Mensch tut gar nicht von selbst das Richtige, die antiautoritäre Erziehung (fachlich genauer: die Erziehung im Laissez-faire-Stil) ist nicht die einzige Alternative zur autoritären Erziehung (wie das Wort anti-autoritär fälschlich suggeriert) und erzielt sehr häufig die gleichen Mißerfolge und produziert oft die gleichen Schäden wie ein autoritärer Stil;
- die Meinung, Glück und Lust jetzt sei dem Verzicht auf späteres Glück vorzuziehen, führt mindestens im Bereich des Lernens, aber auch im Bereich personaler Beziehungen zu katastrophalen Folgen;
- die Meinung, eine Kette von kleinen Glückserfüllungen bilde zusammen und aneinandergereiht das Gesamtglück des Lebens und dessen

Erfüllung, ist ein offensichtlicher Irrtum: die nicht gerade glücklichen Gesichter vieler Menschen, die nach dieser Maxime leben wie ein guter Teil der modernen Literatur (etwa F. Sagan) besagen das Gegenteil.

Hätte das Lustprinzip recht, wäre Arbeit als solche das Übel schlechthin, weil sie Zwang einschließt und jedenfalls nicht oft unmittelbar lustbetont erfahren wird – selbst solche mögliche Erfahrung würde aber durch ein indoktriniertes Lustprinzip blockiert, die Erfahrung der Arbeit also in dem Sinn verdorben, daß selbst spärliche Chancen positiver Erfahrungen blockiert werden könnten.

2. Theologische Kritik

Zum Leistungsprinzip

Gewiß hat der Mensch, so wurde es in dem eingangs zitierten Konzilstext, aber auch in der Genesis (1, 26 ff: Macht euch untertan . . .) deutlich, den Auftrag, über die Erde zu herrschen. Das meinte immer, und meint auch heute, einen Vorgang des Durchsetzens gegen Widerstände, das Erreichen eines gesetzten Ziels, also: Leistung. Aber nach christlicher Überzeugung erhält der Mensch seinen Wert nicht von dem, was er leistet, sondern vom Maß der Liebe (zu Gott und den Menschen), die ihrerseits wieder als zuvorkommendes Geschenk (Gnade) gesehen wird. Eine Leistungs- oder Werkfrömmigkeit volkstümlich-katholischen Typus, die gar den Begriff der Leistung auf die Beziehung zu Gott überträgt, ist streng genommen eine Häresie, ebenso wie jene kalvinische Haltung dem Neuen Testament widerspricht, die in fleißiger Leistung und deren sichtbarem Erfolg ein Anzeichen göttlicher Auserwählung sieht. Schließlich gelten Gottes Verheißungen auch den Ohnmächtigen, den Kranken, den Behinderten, deren Leben vom Leistungsprinzip her ortlos und sinnlos wurde.

Zum Lustprinzip

Auch hierin steckt etwas Wahres: tatsächlich verheißt das Evangelium ein Leben ohne Leid, Krankheit und Tod in der Gemeinschaft der Erlösten mit Gott. Was die Volksfrömmigkeit bloß ins Jenseits verlegte und zudem vergrößerte, hat seinen Kern im Evangelium selbst: Gottes Verheißungen für das Glück des Menschen sind die Frohe Botschaft. Nur muß nun ganz deutlich theologisch verschärft werden, was an Zweifeln bereits von der Erfahrung her auftauchte:

- der Mensch ist nicht heil, sondern sündig verwundet, im Zwiespalt mit sich selbst: nicht alles, was er möchte, bekommt ihm wirklich;

- christliches Denken vom Menschen glaubt an das Leben, aber durch den Tod hindurch; an Erfüllung, aber präzise dadurch, daß man bereit ist, sich zu geben. Die Liebe ist aber unausweichlich amour oblatif und nicht primär amour captatif, Liebe, die sich hingibt, und nicht primär Liebe, die ergreift. Von da aus ist Verzicht auf das jetzige Glück nicht ein zu vermeidendes Übel, sondern durchzustehende Unausweichlichkeit – nicht zufällig braucht der johanneische Christus das Bild vom Weizenkorn, das sterben muß, um Frucht zu bringen; nicht zufällig heißt es, daß sich nur gewinnen kann, wer sich verliert; nicht zufällig faßt sich all das im Symbol des Kreuzes zusammen. Kreuz ist nicht die gesuchte Quälerei, sondern der harte, unausweichliche Durchgang, und dies als Stil allen christlichen Lebens, aufs Genaueste bestätigt durch alltägliche Erfahrung.
- Eine Kette kleiner Glückserlebnisse, auch dort, wo diese nicht inhuman, sondern gut und sinnvoll, ja sogar notwendig sein mögen, ersetzt nicht die Verheißungen Gottes auf einen bleibenden Sinn des *ganzen* Lebens. Aber der Christ lebt von dieser Verheißung her – in ihrem Licht gewinnt erst das kleine Glück seinen bleibenden Stellenwert im Ganzen, als Augenblick, der *nicht* täuscht, und als Verweis auf Künftiges.

So müssen wir feststellen: beide Prinzipien tragen nicht genug, um menschliche Arbeit zu deuten, weder die Leistung noch Arbeit als Möglichkeit zur (anderweitigen) Lusterfüllung kann der Sinn der Arbeit sein, weil weder Leistung noch Lust als solche genügend sinnvoll sind. Die Frage ist, ob es einen übergreifenden, tragfähigeren Sinn gibt. Die Antwort soll nun versucht werden.

IV. Theologische Zusammenschau

1. Ansätze aus der Tradition

Die Tradition katholischer Theologie und Ethik sieht in der Arbeit mehrere Sinngehalte und „Zwecke“. Demzufolge wäre Arbeit gerichtet auf die Ermöglichung des körperlichen und geistigen Lebens (Erwerb des Lebensunterhalts), auf die Entfaltung guter und die Überwindung schlechter Eigenschaften (Stärkung der Tugenden und Eindämmung der Unbeherrschtheit); sie wäre aber auch Vollzugsweise der dem Menschen wegen seiner Sündigkeit aufgegebenen Sühne (insofern sie immer Last und Zwang in sich schließt, wofür insbesondere Gen 3, 19: im Schweiß des Angesichtes . . ., zitiert wurde). Arbeit galt aber auch in der traditio-

nellen Sicht durchaus in ihrem sozialen Bezug (Ermöglichung des Almosengebens an andere) und als Teilnahme am Auftrag Gottes, sich die Erde untertan zu machen.

Wer Traditionen zu entschlüsseln versteht und sich nicht an Formulierungen klammert, wird hier Ansätze finden, die auch für heute bedeutsam sind. Allerdings müssen diese wohl in drei Richtungen hin fortentwickelt werden. Erstens geht es heute nicht nur um die Frage, warum *ich* (als einzelner) arbeite, sondern um die Frage, was denn dem Menschen das Arbeiten überhaupt einbringe, um die Frage, warum arbeiten *wir*? Zweitens geht es angesichts der heutigen Situation darum, wie sich das Tun und Arbeiten der Menschen auf ihre Welt als Umwelt auswirkt, um die Frage also, wie und wieviel mehr (oder weniger, oder anders) wir arbeiten sollen. Drittens stellt sich die Frage, ob speziell das moderne Arbeiten so beschaffen ist, daß es dem Menschen human vollziehbar bleibt, anders ausgedrückt: ist eine unter Umständen theoretisch (auch theologisch) vorgelegte Sinngebung des Arbeitens so „real“, daß ein solcher Sinn im Vorgang des Arbeitens wirklich erfahren und erlebt werden kann, und wie?

Nur schrittweise kann die Antwort auf solch verschärftes Fragen erfolgen.

Dies soll zunächst dadurch erfolgen, daß eine Einbindung in Grundperspektiven des Glaubens versucht wird (wobei diese Perspektiven als solche natürlich nicht breit ausgefaltet zu werden brauchen); danach sollen drei Grundhaltungen beschrieben werden, die sich als dringlich ergeben; am Ende soll der Blick zu den Konkretionen gehen.

2. Grundperspektiven

Im Zusammenhang der biblischen Offenbarung erscheint als letztes und umfassendes Ziel menschlichen Lebens die Liebe zu Gott und den Menschen als Lobpreis, Anbetung und Gemeinschaft untereinander. Diese Liebe, die auch für den einzelnen seine Erfüllung („Glück“) ist, umfaßt das gesamte menschliche Leben in allen seinen Dimensionen. Ihr ist ewige Dauer verheißen, aber sie geschieht (oder wird verfehlt) im Jetzt. Sie umfaßt die vielfach gegeneinandergestellten oder mühsam und nicht wirklich miteinander verbundenen Grund-„Linien“, die Horizontale und die Vertikale auf Christus hin als dem „Schnittpunkt der Linien“. Sie umfaßt auf der Ebene des Mitmenschlichen den Bereich privater Beziehungen (in den verschiedenen „Primärgruppen“) ebenso wie den gesellschaftlichen Bezug in Verantwortung, Solidarität (und Ausgeliefertsein).

Entscheidend ist nun für eine Sinngebung der Arbeit: *alles* Handeln auf der Sachebene bemißt sich in seinem menschlichen (und hier dann: christlichen) Wert an der inneren Beziehung, die solches Handeln mit der personalen Ebene von Liebe, Zuwendung und Solidarität hat. Insofern sachliches Tun zu einem Mehr an personalem Miteinander beiträgt, ist es menschlich sinnvoll.

Hieraus ergibt sich: kein sachlicher Einzelbereich des menschlichen Lebens, sei es Arbeit oder Freizeit, Bildung, Bedarfsdeckung oder Gütergebrauch, trägt seinen Sinn schon in sich. Solange man all diesen Lebensbereichen einen Sinn abzugewinnen sucht, indem man sie je für sich betrachtet, kommt man nicht zu einem weiterführenden Ergebnis.

Auch ein Nebeneinanderstellen der Bereiche (etwa von Arbeit plus Freizeit plus Bedarfsdeckung und Konsum plus Bildung plus Sozialkontakte) kann einen solchen Sinn nicht erschließen. Erst recht wird ein solcher Sinn dort verfehlt, wo *ein* Bereich polemisch gegen den anderen gesetzt wird, mag man auch Arbeit gegen Freizeit, Bildung gegen Güterkonsum setzen. Aber auch dort, wo *ein* Lebensbereich, etwa die Arbeit, als bloßes Mittel zur Sicherstellung einer anderen Lebensdimension (etwa der Freizeit), angesehen würde, diese aber als die einzig sinnvolle angesehen würde, wird eine Sinngebung nicht gelingen, die in den Perspektiven des christlichen Glaubens erfolgen soll. Vielmehr sind alle Lebensbereiche auf das umgreifende Humanum im Licht des Evangeliums zu beziehen; das schließt nicht aus, daß solche Lebensbereiche untereinander in bestimmten (sachlich bestimmten) Proportionen stehen, über die der Christ ein Stück weit mit dem Nichtchristen gemeinsam nachdenken und dabei auch immer zu lernen haben wird. Dies gilt vor allem von dem, was wir später als Konkretionen bezeichnen werden. Dennoch wird im Gesamtentwurf einer Sinngebung des Arbeitens nur dort der sinnerschließende Blick möglich sein, wo das Ganze des Menschen gesehen ist, ein solcher ganzheitlicher Sinn bejaht und erhofft wird (womit dann etwas typisch Christliches gegeben ist) und wo nicht, wie in anderen Grundperspektiven des Menschen, ein solcher Gesamtsinn entweder für die gegenwärtigen Gesellschaften, oder die fortgeschrittene Zivilisation, als unmöglich erklärt wird.

3. Grundhaltungen

Vom Gesagten aus erweist sich, daß für eine Humanisierung der Arbeit gewisse Haltungen erforderlich sind, die vom Glauben her als Grundhaltungen anzusehen sind. Theologisch formuliert sind dies: *Herrschaft über die Erde* als Teilhabe an der Schöpfung, *Bekehrung*, *eschatologische Erwartung*. Herrschaft über die Erde ist für den Glaubenden Gebot Got-

tes, und sie ist gleichzeitig ein Gebot technologischer Entwicklung und menschlichen Überlebens. Diese Herrschaft führt aber dort, wo sie unherrscht vorangetrieben wird, ökologisch zur Selbstbedrohung der Menschheit, was theologisch durchaus als Überwuchern jener Maßlosigkeits- und Sündigkeitshaltungen bezeichnet werden kann, die sich von der personalen Ebene in die Sachebene hinein auswirken und von dorthier wieder zurückschlagen, wie sie etwa Paulus im Römerbrief, vor allem aber der erste Johannesbrief ansprechen (Röm 1, 20–32; 1 Jo 2, 16). Wenn nicht die Umwelt zerstört werden soll und sich eine vereinfachte Tätigkeitseligkeit, die sich auf Gen 1, 26 beruft, Christen zu Mitschuldigen werden lassen soll, dann ist angesichts der notwendigen „Grenzen des Wachstums“ (D. Meadows) die Frage nach der Bekehrung und einem neuen Ethos eine menschliche Grundfrage, die als Grundgebot immer neuer Umkehr dem Christen eigentlich unmittelbar vertraut sein müßte. Die Ausschau nach dem Endgültigen aber, die eschatologische Erwartung, nimmt durchaus das konkrete Jetzt ernst, relativiert es aber zugleich als das – begrenzt sinnvolle, unserer Entscheidung aufgegeben – Vorläufige. Die komplizierten Zusammenhänge zwischen dem menschlichen, zu schaffenden vorläufigen und dem von Gott her zukünftigen, zukommenden Endgültigen („Gaudium et spes“ Nr. 39) müssen hier unerörtert bleiben. Aber soviel ist sicher, daß der eschatologische Vorbehalt (1 Kor 7, 39 ff, vgl. aber Röm 12, 15) eine kritische Kraft enthält, die aller Absolutsetzung von Aktivität, Prestige, Luststreben, Karrieresucht und Arbeitsfanatismus die Grenze und die Begrenzung deutlich macht – dort, wo die christliche Relativierung im Sinne eines Verweises in die Vorläufigkeit gelingt.

Wo alle drei Haltungen miteinander verbunden sind, ist dann eigentlich die Gewähr dafür gegeben, daß das Tun an materiellen Dingen, daß sich auch das Arbeiten auf den personalen Bereich hin positiv (und nicht nur wertfrei) auswirkt, und zwar genau in dem Sinn umfassend, wie es von einer christlichen Zielumschreibung des Menschen her gefordert scheint.

4. Konkretionen bezüglich der Arbeit

Jeder Versuch einer theologischen Deutung der Arbeit wird sich jener schwierigen Probe aufs Exempel gegenübersehen, die in der Frage besteht, ob und wie das theoretisch Gesagte vom Arbeitenden selbst als hilfreich, richtig und „wahr“ erlebt und erfahren werden kann. In dieser Schwierigkeit, der jede „Theorie der Arbeit“ unweigerlich begegnet, verbergen sich komplizierte Probleme des Bezugs von Theorie und Praxis, die selbst wieder viele Theorien hervorgerufen haben. Für unsere gegenwärtigen

Überlegungen geht es darum, ob die Arbeit grundsätzlich als humanisierbar, in ein größeres Menschliches einfügbar erfahren und gelebt werden kann, und wie dies geschehen kann. Dort, wo die Möglichkeit überhaupt bestritten würde, wäre in der Konsequenz eine theologische, besser, eine christliche Deutung der Arbeit nicht „lebbar“, es sei denn, man würde die Arbeit *nur* von Gen 3, 19 her konzipieren. Dort aber, wo ein *auch* positiv-menschlicher Sinn der Arbeit in den Blick kommen *kann*, wäre auch eine christliche Sicht nicht nur formulierbar und abstrakt-logisch ableitbar, sondern sie wäre, was jede christliche Aussage zur Wirklichkeit des Lebens sein muß, „realisierbar“ und lebbar.

In diesem Zusammenhang soll ein kurzer Blick den konkreten Chancen gelten, die dafür bestehen, daß Arbeit als sinnvoll erfahren werden kann. Dabei sind Verallgemeinerungen nicht zu vermeiden. Streng genommen gibt es ja „die“ Arbeit nicht. Es gibt besonders entfremdende Arbeiten, es gibt besonders ungerechte soziale Verhältnisse, die jede positive Erfahrung zu blockieren scheinen. Wir gehen für das folgende nicht von idealen Verhältnissen, sondern von einer Situation aus, wie man sie in Umständen vorfindet, die in sozial und industriell entwickelten Ländern als Mittellage bezeichnet werden mögen. Grundlegende Probleme, wie etwa die soziale und theologische Problematik einer „Befreiung“ in Ländern Lateinamerikas muß hier darum völlig unberücksichtigt bleiben, weil sie eine zwar drängende, aber eigene Thematik bildet; es kann nicht völlig ausgeschlossen werden, daß die dortige Problematik der Arbeit nicht nur die folgenden Sätze über die mögliche Humanisierung, sondern auch einiges am theologischen Bezugsfeld anders zu akzentuieren hätte, als es hier geschieht.

Humanisierung der Arbeit im engeren Sinn hat mindestens zu berücksichtigen:

- Eine begrenzte, immerhin nicht bei allen Arbeitsvorgängen gänzlich hoffnungslose Chance bietet ein Erleben des Arbeitens als eines Stücks von Können, Kompetenz, Verantwortung und als unmittelbares Erfolgserlebnis. Aber hier dürften die Grenzen doch eng gezogen sein.
- Ein Stück weit könnte es auch gelingen, den objektiven Zusammenhang der individuellen Arbeit in ihren Auswirkungen auf das gemeinsame Ganze zu überdenken und gelegentlich auch zu erfahren; freilich werden solche Zusammenhänge oft an Ausfallerscheinungen deutlicher (Ausfall von Kollegen, Betriebsstörungen, technische Ausfälle, Streiks von Zulieferbetrieben). Um den Sinn *meines* Arbeitens zu gewinnen, ist ein nachdenkendes (durchaus irgendwie „meditatives“) Sich-einlassen auf den Sinn menschlichen Arbei-

- tens überhaupt notwendig, das nun nicht während der Arbeit, sondern in der Muße (also in gefüllter Freizeit) gewonnen werden kann.
- Die Erfahrung von Kollegialität, Zusammenhalt, Eintreten füreinander ist als Erfahrung wohl in weiterem Bereich möglich,
 - und läßt am Beispiel erleben, daß sich Sachzusammenhänge auf Personenbeziehungen hin eröffnen und durchsichtig machen lassen. Hier liegt das weite Aufgabenfeld der „human relations“, des Arbeitsklimas, dessen Gelingen nicht nur dem Zufall überlassen werden darf.
 - Das Bewußtsein, daß Arbeit nicht nur (im Arbeitslohn) sachhafte Möglichkeiten bringt (Freizeit und Bedarfsdeckung), sondern personale Zuwendung ermöglicht (Lebensunterhalt *für die Angehörigen*), ist eine weitere und nicht zu unterschätzende Erfahrung für eine Humanisierung der Arbeit.

Welche konkreten Folgerungen bezüglich Arbeitszeit, Arbeitstempo, Ausgestaltung der Arbeitsräume, gewerkschaftlicher und unternehmerischer Verpflichtungen, Lohngestaltung, Sozial- und Familiengesetzgebung und -politik sich aus diesen Grundsätzen ergeben, das kann im Rahmen einer theologischen Grundsatzüberlegung nicht mehr geleistet werden; dies ist Aufgabe der Psychologie, Soziologie und Medizin der Arbeit, Aufgabe auch der sozialen Kooperation und Auseinandersetzung, nicht zuletzt der Sozialethik. Hier ging es uns darum, den Blick auf die Zusammenhänge zu richten. In solchem theologisch gesehenen Zusammenhang hat die Humanisierung des Arbeitsprozesses die unentbehrliche Wichtigkeit eines Teilvorgangs und Teilbereichs in der Aufgabe der Humanisierung der einzelnen Lebensaufgaben auf die personale Ebene hin, welche im christlichen Glauben durch jene Haltungen gesichert und erschlossen scheint, die wir als Herrschaft über die Natur, Bekehrung und eschatologische Erwartung bezeichnet haben. So haben wir versucht, das Ganze zu befragen und zu deuten, damit von solchem Zusammenhang aus die Maßstäbe gewonnen werden können, das konkrete Detail zu formen und sich in der Vielfalt verzerrter Tagesmeinung so realistisch zu orientieren, daß das Mögliche getan werden kann.